

**CONTE** *verlag*



HEIPE WEISS  
**FUCHSTANZ**  
 RELOADED

Autobiographische Erzählung

CONTE *libri vitae*

*Überarbeitete und gekürzte Version der Erstausgabe, Frankfurt 1996.*

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-936950-991

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Dies gilt  
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen  
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© CONTE Verlag, 2009

Am Ludwigsberg 80-84

66113 Saarbrücken

Tel: (06 81) 4 16 24-28

Fax: (06 81) 4 16 24-44

E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)

Verlagsinformationen im Internet unter [www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)

Lektorat: Christina Wolfrum, Sabrina Oltmanns

Umschlag & Satz: Markus Dawo

Druck und Bindung: PRISMA Verlagsdruckerei GmbH, Saarbrücken

Es war an einem dieser schwülen Vorsommerabende gewesen, einem Sonntag, und er war gerade mit dem Zug aus Saarbrücken in dieser Stadt Frankfurt angekommen, in der er nun seit wenigen Wochen studierte, und als er aus dem Hauptbahnhof kam – in der Rechten die prall gefüllte Einkaufstasche, vollgestopft mit Wäsche, Hemden und Handtüchern für eine Woche, akkurat gebügelt, daneben Wurst und Käse und Bananen, alles säuberlich einzeln abgepackt, wie die harten Eier zum Beispiel: erst in Butterbrotpapier, dann darüber nochmals in Alufolie. Aber das wirkliche Gewicht machten die Konservendosen aus, Spargel, Frühstücksfleisch, Corned Beef, Ravioli, genug, um ein halbes Dutzend Studenten eine Woche lang satt zu bekommen. Befrachtet mit dieser für einen Zwanzigjährigen, der sich seiner Unabhängigkeit von den Eltern gerade bewusst werden wollte, eher beschämenden Last, die er nun angesichts der Grüppchen von Passanten, die auf dem Bahnhofsvorplatz standen und heftig diskutierten, bei einer dieser Diskussionsgruppen stehenbleibend erst einmal absetzte, um durch den dichten Ring der Diskutanten zu linsen und zu verstehen, worum es eigentlich ging bei den aufgeregten, recht laut und sich gegenseitig niederschreiend geführten Debatten – da hatte er sie zum ersten Mal gesehen, mittendrin in einer dieser Diskussionsgruppen, heftig und laut argumentierend, sich streitend mit einem älteren Mann, der die üblichen Argumente wie »Ihr müsstet doch erst mal alle in den Steinbruch, da würdet ihr mal arbeiten lernen« und »Das hätte es unter dem Adolf nicht gegeben« und »All die langhaarigen Affen, da hätten wir früher ein Emmgee aufgestellt und ratatatata«.

Argumente, denen sie um kein Wort verlegen entgegenhielt, dass genau deswegen, damit so etwas nie wieder passierte, man gegen die Notstandsgesetze sein müsse, wobei sie zum Teil von liberalen Passanten sekundiert wurde, die die Studenten in Schutz nahmen, meinten, dass diese Zeiten ja nun wohl Gott sei Dank zu Ende seien, aber das war nicht unbedingt die Mehrheitsmeinung. Halbehalbe stand braune Argumentationsseite roter und rosa Argumentationslinie gegenüber, auch in den anderen Diskussionsgruppen, die sich allem Anschein nach rund um den Fokus eines oder einer flugblattverteilenden Studenten/in und einen oder eine ihn oder sie anpöbelnden Angehörige/n der nun ganz und gar nicht mehr schweigenden Mehrheit versammelten. Einer Mehrheit, die, wie die *Bildzeitung* sich das schon länger wünschte, sich endlich auch zu Wort meldete, um ihren braunen Mist – aus deutschen Landen frisch auf den Tisch – hier in der Öffentlichkeit des Frankfurter Bahnhofsvorplatzes auszukübeln, denn »man war ja wieder wer«.



So ganz genau, das gebe er gerne zu, wisse er auch nicht, warum er jetzt diese Geschichte erzählen solle, denn im Grunde genommen sei das doch nichts Besonderes gewesen – eine Freizeitkickerei, wie sie von Tausenden von Amateur- und Kneipenfußballmannschaften jedes Wochenende betrieben werde. Ja sicher, ein paar Sachen hätten sich schon recht merkwürdig entwickelt, wenn man bedenke, wie harmlos das alles angefangen habe. Soweit er sich erinnere, habe das Ganze an einem sonnigen Vorfrühlingsnachmittag in einem kleinen Eckhaus in der Appelsgasse begonnen. In einer düsteren, zwielichtigen Studierstube im Frankfurter Universitätsviertel, wo sich eine von diesen studentischen Arbeitsgruppen zusammengefunden hatte, um sich auf ein Proseminar in Soziologie über Georg Lukács' *Geschichte und Klassenbewusstsein* vorzubereiten, das am frühen Abend desselben Tages im Institut

für Sozialforschung an der Senckenberganlage stattfinden sollte. Nachdem man sich ein wenig über Lukács' Begriff des orthodoxen Marxismus und über die Frage, ob es heute überhaupt noch die klassischen Klassen gebe oder nur noch Schichten, herumgestritten habe, sei irgendwann diese merkwürdige Stille eingetreten, die zu signalisieren pflegt, dass entweder gleich ein Grundsatzstreit droht oder alle Diskussionsteilnehmer gerade zu einem solchen eher keine Lust haben. Erst verstohlen, dann offen gähmend habe einer oder eine der Anwesenden leise eingestanden, von all den tage- und nächtelangen Diskussionen ziemlich fertig und müde zu sein; eine Zustandsbeschreibung, in der sich die anderen sogleich wiedererkannt hätten. Der zu jener Zeit vernichtend unpolitische Vorschlag, draußen sei doch schönes Wetter und ob man die Arbeitsgruppe nicht lieber in den Taunus verlegen wolle, sei sogleich in basisdemokratischem Konsens allseits begrüßt, angenommen und sofort in einer Dö-Schwö-Ente und einem klapprigen Volkswagen in die Tat umgesetzt worden. Oben am Feldberg habe man an diesem Wochentag einen völlig leeren Parkplatz vorgefunden, und der steile Waldweg hinunter zum *Fuchstanz*, durch Fichten- und Buchenwald vorbei an wuschligen Waldgrasbüscheln und über weiche dunkelgrüne Moosteppiche, sei für ihn, der zu diesem Zeitpunkt bereits ein dreiviertel Jahr Studium in Frankfurt hinter sich gehabt habe, ohne auch nur einmal aus der Stadt ins Umland hinausgekommen zu sein, außer in heißen Sommernächten manchmal an die Kiesgruben im Süden oder als Beifahrer bei Coca-Cola in die ebenso geschäftigen wie vom Straßenbild her toten Industrieviertel der südlichen Vorstädte, geradezu wie eine Offenbarung gewesen. Nicht nur der Blick weit von oben hinunter auf diese Stadt der Banken, Geschäfte, echten Fabriken und unechten Denkfabriken, sondern einfach die romantische Aura des Bergwaldes. Ja allein schon der lang vermisste Waldgeruch und die durch das Blätterdach auf den ansonsten schattigen Waldboden

sich ihren Weg suchenden Sonnenstrahlen hätten beeindruckend kontrastiert zu dem staubigen Büchermief im Bibliothekenzwielicht bei der Hegellektüre, den erregten Debatten im Neonlicht in den ebenso überfüllten wie verqualmten Hörsälen, den quälenden, vor allem selbstquälerischen Auseinandersetzungen in den zahlreichen Arbeitsgruppen, Plenumsitzungen, halbkonspirativen Zirkeln, den selbstzerstörerischen Psychoclinchs des Nachts in spontan zusammengefundenen »Selbsterfahrungskollektiven« – obgleich sie damals noch nicht so geheißen hätten, sondern als »politische« Arbeitsgruppen zu Themen wie »Organisation und Emanzipation« oder »Subjektivität und Klassenkampf« konzipiert gewesen seien. Und nun das tiefe Durchatmen, das Einsaugen des Geruchs von faulenden Blättern, vermoderndem Holz, vom morgentlichen Tau auch noch am frühen Nachmittag feuchten Waldgrases: Das habe in ihm lange nicht mehr wahrgenommene Hochgefühle aufkommen lassen. Aber offenbar nicht nur in ihm, denn schon bald habe sich die den Waldpfad hinabstapfende Gruppe in ein Gespräch verwickelt gefunden, wo jeder und jede plötzlich ein ganz und gar ähnliches Manko der letzten Wochen und Monate in Worte fassen oder, wie man seinerzeit zu sagen pflegte, verbalisieren konnte, dass man nämlich allzusehr kopflastig gelebt habe in der letzten Zeit, ganz im Widerspruch zu den täglich heftig debattierten Postulaten der Theorie übrigens, nach sexueller Emanzipation, nach Versöhnung von Kopf und Bauch, nach Befreiung von in versteinerten, autoritären, eben verdinglichten gesellschaftlichen Strukturen verfangenen psychischen Energien. Doch beim Diskutieren darüber habe man einfach die Körper vergessen, habe gegenseitig Raubbau an den physischen Kräften betrieben. Ja mehr noch, man habe sich gegenseitig, wenn auch sehr intensiv, aber doch nur als abstrakte Wesen behandelt, während man sich in alltagsorientierter Hinsicht so gut wie gar nicht kenne, auch ganz normale Dinge nicht miteinander tue, ja sogar einfache

Dinge, die Spaß machen, aus fragwürdigen ideologischen Motiven sträflich vernachlässige, wie beispielsweise auch mal miteinander Fußball zu spielen und ...

Und da sei sie gewesen, die erste Idee zu einem antiautoritären Fußball, auf dem Waldweg hinunter zum *Fuchstanz*, an einem ganz gewöhnlichen, sonnigen Frühnachmittag im Vorfrühling des Jahres 1969, mitten in dem, was man an der Frankfurter Uni den *Aktiven Streik* genannt habe. Und schon am selben Abend habe sich dann mal wieder gezeigt, wie recht Marx mit seiner These gehabt habe, dass »allein die Theorie [...] zur materiellen Gewalt [werde], wenn sie die Massen ergreift«, aber das wolle ja heute, wo die Waffe der Kritik und die Kritik der Waffen eine derart unheilige Allianz eingegangen seien, keiner mehr hören.



»*My Lady D'Arbanville, why do you treat me so*«, tönt es aus der Musikbox des kleinen Cafépavillons am Parc de Montsouris, und er lehnt die Stirn an die Glasscheibe und schaut gedankenverloren auf die septemberregennassen Pflastersteine des Boulevard Jourdan, beobachtet die Lichter der Ampeln in ihrer zuverlässigen Aufeinanderfolge Rot – Rot/Gelb –

Grün; Grün – Grün/Gelb – Rot, Ampelphase für Ampelphase, es gibt wenig Verlässlicheres auf der Welt. Welch eine Katastrophe für das Raum-Zeit-Kontinuum muss es sein, wenn einmal eine Ampel ausfällt. Er summt mit der Musikbox, singt stumm in sich hinein: »*My Lady D'Arbanville*« und die Tränen steigen ihm in die Augen, während er sich still verflucht als blöden, romantischen Kerl. Aber schon beginnt er sich zu wundern, weshalb sich sein Heimweh nach Frankfurt ausgerechnet darin äußert, dass er an sie, W., denkt, die er mit der Lady aus Arbanville in eins setzt, und einen Brief an sie entwirft, gerade an sie, der er wohl nie wieder einen Brief schreiben wird, nachdem sie ihm all seine Briefe

zurückgeschickt hat, ohne Anlass. Das hatte ihn gekränkt, warum also verband er bloß Heimweh nach Frankfurt mit ihr und nicht mit einer der zahlreichen anderen Freundinnen der letzten Jahre. War da doch so etwas wie Liebe entstanden, ein Gefühl, das er immer zu vermeiden versucht hatte? In der Theorie glaubte er ohnehin nicht an deren Existenz, und in der Praxis hatte er sich jedenfalls bemüht, solcher Gefühlsduselei keinen Raum in seiner kalten Vorstellungswelt zu gewähren. Und doch formulierten die Stimmen in seinem Kopf jenen Brief an W., schilderten ihr, als der einzig Vertrauten, seine Gefühle der Einsamkeit, des Sich-verloren-Fühlens in dieser Stadt, die er doch immer als *seine* Stadt empfunden hatte, wo er schon immer leben wollte, wo hinzukommen er all die Jahre für unerfüllbare Utopie gehalten hatte. Und nun war er hier, hatte ein hübsches, warmes Zimmer für sich allein im zweiten Stock des Deutschen Hauses im Studentenwohnpark Cité Universitaire, hatte Geld wie noch nie zuvor zur Verfügung – das Stipendium des Akademischen Austauschdienstes plus den monatlichen Scheck des Vaters –, brauchte nicht mehr allabendlich den Frust des um Nummernanstehens beim studentischen Schnelldienst für einen miesen Kurzjob über sich ergehen zu lassen, konnte in der Stadt flanieren, sich Museen angucken, Filme in Originalfassung ohne Anfang und ohne Ende, denn man konnte hier – anders als in Deutschland – jederzeit mitten in die laufende Vorstellung gehen, erst die laufende Vorstellung bis zum Ende anschauen und dann den Film wieder von Anfang an. Konnte ihn auch dreimal hintereinander ansehen, wenn man wollte, solange, bis man Hunger bekam oder Langeweile; dann mitten im Film raus aus dem Kino und in eines der zahlreichen Restaurants, um die internationale Gastronomie auszuprobieren: tunesische, chinesische, lateinamerikanische, afrikanische, asiatische Küche ... Was wollte er, warum war er unglücklich?



In der Myliusstraße, so glaubt unser Gewährsmann berichten zu müssen, hatte das Institut für Sozialforschung eine Dependence. Das Haus war im Laufe des *Aktiven Streiks* besetzt worden, und ein Transparent an der Fassade wies es nun als *Spartakus-Institut* aus. Dieses Haus war technisch bemerkenswert gut ausgestattet. Es besaß den zu jener Zeit einzigen Fotokopierer der Universität – von der Bibliothek abgesehen –, und als ersten revolutionären Akt hatten alle Besetzer erst einmal ihre geballte Faust darauf abgelenkt. Im Parterre gab es ein wunderschön Blassblau auf Weiß mit einem Rosenblümchenmuster bemaltes Jugendstil-Klosett, das, sogleich als Adornos Privatschüssel erkannt, enteignet – vergesellschaftet im damaligen Sprachgebrauch – und reichlich benutzt wurde. Ein besonderer Genuss, verglichen mit dem bescheidenen Komfort gewöhnlicher universitärer WCs. In den oberen Etagen waren mehrere Seminarräume, in denen studentische Arbeitsgruppen, Streik- und Aktionskomitees durcheinander wuselten und tagten. Hierher habe es, wenn er sich recht erinnere, die Protagonisten jenes frühjährlichen Taunusspaziergangs am Abend nach dem Lukács-Proseminar verschlagen, in irgendwelche Kleingruppen, und es habe nicht mal eine Stunde gedauert, bis einige aufgeregte Soziologen aus einem der Nebenräume gekommen seien, um zu bekunden, sie hätten gehört, die Politologen vom *Rosa-Luxemburg-Institut* hätten für den Samstagnachmittag ein antiautoritäres Fußballmatch zwischen Philosophen, Politologen und Soziologen vorgeschlagen. Die waren ganz heiß darauf, nahmen die Sache irgendwie unheimlich ernst. Sagten, sie als Soziologen seien durchaus bereit, diese Herausforderung anzunehmen. Einen Ball habe man auch schon, und man habe bereits Emissäre zur *Rotzeg* losgeschickt, der *Roten Zelle Germanistik*, zur *Rotzjur*, der entsprechenden Streikorganisation der Juristen und zur AFE-Basisgruppe, der Interessenvertretung der Lehrerstudenten an der mit AFE

abgekürzten *Abteilung für Erziehungswissenschaften* an der Bockenheimer Warte, um anzufragen, ob die sich auch beteiligen wollten. Als Termin schlage man den Samstag um zwölf Uhr c.t. vor, im benachbarten Grüneburgpark, und auch der Wetterbericht sehe nicht schlecht aus; es sei damit zu rechnen, dass die Sonne scheine. Aber nun müsse man schnell zum Kolbheim am Beethovenplatz, weil dort eine Vorbereitungsgruppe für die Vollversammlung der AFE-Studenten tage. Da hätten sich doch unter diesen Lehrerstudenten einige ADSIer – *Aktion Demokratischer Studenten*, eine Streikbrechervereinigung – und Burschenschaftler zusammengetan, die den Streik per Vollversammlungsbeschluss beenden wollten, und man müsse doch den Genossinnen und Genossen der Basisgruppe AFE ein wenig Schützenhilfe gegen die Masse der unpolitischen Lehrerstudentinnen geben, die – man wisse ja, Schleifchen ins Haar, auf ins Seminar – nur ihr kleinbürgerliches Strickzeug im Kopf hätten, und ... aber es bleibe dabei, pünktlich Samstag um zwölf Uhr c.t. im Grüneburgpark, und man rechne fest mit der revolutionären Disziplin der Genossinnen und Genossen ... Na ja, wie die Sprüche damals halt so waren!

Wohl keiner und keine von dem Grüppchen junger Studenten und Studentinnen, die sich an jenem Vorfrühlingssamstag so ungefähr zwischen zwölf und dreizehn Uhr im Grüneburgpark einfanden, wäre auch nur im Entferntesten auf die Idee gekommen, dass dies ein Ereignis war, von dem fünfundzwanzig Jahre später einer der Beteiligten, nämlich ausgerechnet er, sich bemüßigt fühlen würde, mit teurem schwarzen Farbband auf billigem weißen Papier mit mehr als zwei, drei Worten Zeugnis abzulegen.



Mit den Fingern trommelte er den Takt auf der Scheibe mit, an deren Außenseite Regentropfen herabließen. »*My Lady D'Arbanville, why do you treat me so*«, und vergeblich schimpfte er sich einen

verflucht bürgerlich-, nein, kleinbürgerlich-romantischen Narren. Er sah ihre blonden kurzen Locken vor sich, hörte ihre rauhe Stimme seinen Namen murmeln, sah ihre hellblauen, fragend schauenden Augen und fragte sich, wieso ausgerechnet W.?

Es war ja nicht einmal ein richtiges Verhältnis gewesen. Beide hatten sie andere Beziehungen gehabt, es hatte sie mehr auseinander getrieben, als dass es sie zueinander gezogen hatte. Und doch war es für ihn irgendwie *river deep, mountain high* und er fühlte oder glaubte zu fühlen, dass es für sie gerade ebenso war. Was brauchte er ihr Briefe schreiben, wo er sich doch gewiss war, dass sie in eben diesem Moment in Frankfurt in irgendeinem Café saß, die Stirn an die regennasse Scheibe gelehnt, und an ihn dachte. Ach W., und er nestelte eine *Gauloise* aus der Schachtel, dachte, sie dreht sich jetzt bestimmt eine, zündete die Zigarette umständlich an, sog den geliebten, hart beißenden, himmelblauen Tabakrauch tief ein, griff nach dem Pastisglas vor sich auf dem Tisch, nahm einen kleinen Schluck von dem giftigen Anis und verfluchte sich wieder als dämlichen, sentimental Trottel. »Schluss jetzt mit diesem romantischen Gedudel«, dachte er sich in einem Anfall von Realitätssinn, nahm das Francstück, das er gerade wieder in die Musikbox stecken wollte – schon dreimal hatte er *My Lady D'Arbanville* hintereinander gewählt – »jetzt wird etwas Anständiges mit dem Geld angefangen«, sagte er sich mannhaft, stand auf und ging zum Flipper.

Am rechten Flipper standen drei Kambodschaner vom Kambodschanischen Haus, deren gutturales Krächz-Chinesisch ihm immer einen Schauer über den Rücken laufen ließ, denn er hatte guten Grund zur Annahme, dass es sich bei diesen jungen Kambodschanern um Verwandte des Diktators handelte, der in seinem Dschungel einen der grausamsten Kriege dieser an grausamen Kriegen nicht gerade armen Zeit führen ließ; junge Männer, die man mit einem Stipendium in die alte Kolonialhauptstadt Paris geschickt

hatte, weil sie sich an der Universität in Phnom Penh allzusehr hervorgetan hatten mit Handabhacken von Flugblätter verteilenden Oppositionellen – solches hatten sie im Vorjahr mit ihren Säbeln auch schon an der Cité gemacht, wie man sich schaudernd erzählte. Aber die linke Flippermaschine war frei, schon rollte die Kugel – ding, ding, schnarr, dong –, aber dass er ausgerechnet an W. dachte hing wohl damit zusammen, dass er sie mit Frankfurt identifizierte, war sie doch seine erste Eroberung in dieser Stadt gewesen, obwohl er sich im Nachhinein selbst eingestehen musste, dass nicht so ganz klar war, wer da wen ...



Es war einfach nur schönes, sonniges Wetter, die Wiese im Grüneburgpark roch nach Frühling, und es machte Spaß, barfuß durchs Gras zu laufen und sich gegenseitig einen Lederball zuzuschieben. Zwei abgelegte Beutel markierten jeweils auf beiden Seiten die Tore, und wenn jemandem ein Torschuss gelang, war der Jubel verständlicherweise groß. Aber es war nicht sonderlich wichtig, ob nun die Philosophen ein Tor schossen oder die Soziologinnen oder ein Politologe, denn erstens hatten fast alle jeweils die anderen Fächer als Nebenfächer belegt, und zweitens – und vor allem – ging es nicht ums Gewinnen, sondern ums Spielen.

Alle hätten sich jetzt schon geraume Zeit von Teach-Ins und Sit-Ins und Seminaren und Demonstrationen und Diskussionen und Plenumsveranstaltungen und Kleingruppen und Proseminaren her gekannt, und alles sei ungeheuer wichtig und weltbewegend und vor allem politisch gewesen, und nun hätten alle das Gefühl gehabt, endlich den entscheidenden Schritt getan zu haben, die graue Theorie einmal tatsächlich in die Praxis umzusetzen und einfach nur so miteinander zu spielen. Und, im Nachhinein betrachtet, genau genommen seien die meisten von ihnen doch auch noch halbe Kinder gewesen, so um die zwanzig, und die Bürde der Weltrevolution

hätten sie schon etwas vorzeitig auf die noch ein wenig schwachen Schultern gelegt bekommen. Dass Studentinnen und Studenten gemeinsam Fußball spielten, diesen sogenannten Männersport, sei damals niemandem sonderlich aufgefallen, auch nicht weiter von Bedeutung gewesen, da man in diesen Wochen und Monaten ohnehin alles gemeinsam getan habe. Privatleben habe es nicht gegeben, dafür sei gar keine Zeit gewesen, oder wenn, habe sie darin bestanden, dass man oder frau mal alleine in einem Buch gelesen habe; sonst sei wirklich alles zusammen unternommen worden, ohne Trennung von Männlein und Weiblein. Schiedsrichter gab es nicht, wurden nicht gebraucht. Ausgewählt wurde nicht nach Spielstärke, denn die kannte eh keiner und keine, und das war auch allen egal. Meinungsverschiedenheiten über Spielregeln wurden eher ausgelacht denn ausdiskutiert. Wenn zum Beispiel der Verteidiger der einen Mannschaft der Stürmerin der anderen eine ausgesprochen günstige Vorlage zum Schuss auf das eigene Tor vorlegte und dafür vom Torwart ausgeschimpft wurde, er aber dagegen argumentierte, es sei doch ein wunderschöner Torschuss gewesen und außerdem eine einmalige Gelegenheit, das müsse der Torwart doch zugeben. Niemand machte sich irgendwelche Gedanken, dass es vielleicht gar nicht erlaubt sein könnte, auf der Rasenfläche des Parks zu spielen. Schilder mit dem Vermerk ›Rasen betreten verboten‹, wie sie zur gleichen Zeit noch jede, aber auch jede öffentliche Grünfläche in der Provinz zierten, gab es in Frankfurt nicht, und es hätte sich auch kein Mensch mehr daran gehalten – selbst auf dem Campus der provinziellen Saar-Uni in Saarbrücken lagen oder saßen die Studenten und Studentinnen in jener Zeit vor und neben diesen Schildern und nahmen ein Sonnenbad zwischen zwei Vorlesungen. Hier in Frankfurt hätte sich 1969 nicht mal ein Feldschütz getraut, die jungen Leute vom Rasen zu verjagen. Und der höhnische Spott Karl Radeks, der fälschlich Lenin zugeschrieben wird, deutsche Revolutionäre könnten nicht mal einen Bahnhof

*... mehr davon erhalten Sie  
beim Buchhändler Ihres Vertrauens  
oder direkt beim Conte Verlag.*

**CONTE** *verlag*

Tel: (06 81) 4 16 24 28

Fax: (06 81) 4 16 24 44

E-Mail: [info@conte-verlag.de](mailto:info@conte-verlag.de)

Internet: [www.conte-verlag.de](http://www.conte-verlag.de)